

## Sammelrezensionen

Wolf, Werner (Hrsg.): *Metareference across Media. Theory and Case Studies*. Amsterdam, New York: Rodopi 2009.

Wolf, Werner (Hrsg.): *The Metareferential Turn in Contemporary Arts and Media. Forms, Functions, Attempts at Explanation*. Amsterdam, New York: Rodopi 2011.

Selbstreferenz ist in der Literaturwissenschaft wie auch im transmedialen Diskurs ein breit diskutiertes Phänomen, dessen Bestandsaufnahme inzwischen weit gediehen ist.<sup>1</sup> Maßgeblichen Anteil daran hat der Grazer Werner Wolf, namentlich mit den inzwischen fünf Sammelbänden der Reihe »Studies in Intermediality«, deren erste drei auch bereits, mal offener, mal impliziter, diesen Gesichtspunkt<sup>2</sup> quer durch die Künste würdigten. Es handelte sich um Bände zur Rahmung und Grenzziehung, zur descriptio und zur allgemeinen Intermedialität<sup>3</sup>. Die Bände 4 und 5 der Serie widmen sich nun ganz der Metareferenz, und zwar zunächst transmedial (die implizite These des Bandes lautet also, dass man gerade – aber nicht nur – Metareferenz jenseits der medialen Grenzziehungen analysieren sollte), um dann noch einen Schritt weiterzugehen und den »metareferential turn« auszurufen.

Der umfangreiche Band »Metareference across Media« gliedert sich in Sektionen, die sich dem Thema in verschiedenen Künsten bzw. Kunstfeldern widmen, wobei die Anzahl derjenigen Beiträge vergleichsweise hoch ist, die zum wiederholten Mal über spezielle Aspekte des Gesamtphänomens berichten. Die meisten Sammelbände zur ästhetischen Selbstreferenz enthalten Rubriken zu Literatur, Musik, bildender Kunst und Film, was auch diesmal der Fall ist. Meist bleibt ein Überhang »anderer« Künste, die in einem Sammelabschnitt diskutiert werden. Hier werden diese sortiert nach »Individual Media« und »More than One Medium«: Fotis Jannidis behandelt Metareferenz in Computerspielen, Doris Mader in Hörbüchern, Karin Kukkonen in Comics und Ingrid Pfandl-Buchegger und Gudrun Rottensteiner in einer besonders exquisiten Kunstform, der englischen Masque, die hier als frühe Ballettform betrachtet wird. Die transmedialen Abhandlungen hingegen beleuchten das komplementäre Verhältnis von Metadrama und Metafilm (Janine Hauthal) bzw. das abstrakte und insofern auch für die Eingangsrubrik maßgebliche Phänomen der Form- und Strukturzitate

---

1 Vgl. meine Rezensionen zu Janine Hauthal u. a. (Hrsg.): *Metaisierung in Literatur und anderen Medien*. Berlin, New York: de Gruyter 2007, in: *Komparatistik* 2010, 154–156 und zu: Walter Bernhart, Werner Wolf (Hrsg.): *Self-Reference in Literature and Music*. Amsterdam, New York: Rodopi 2010, ebd., 157 f.

2 Wolf bevorzugt den Begriff »Metareferenz«, wodurch manche Verwirrung, aber auch einige Chancen der auf das »Selbst« fixierten Terminologie (vgl. Ipsoreflexivität) beseitigt werden, in der Summe aber zweifellos eine von den verba stärker auf die res abstrahierende Klassifikation der künstlerischen Sachverhalte möglich wird.

3 Werner Wolf/Walter Bernhart (Hrsg.): *Framing Borders in Literature and Other Media*. Amsterdam u. a. 2006; Werner Wolf/Walter Bernhart (Hrsg.): *Description in Literature and Other Media*. Amsterdam u. a. 2007; Stephanie A. Glaser (Hrsg.): *Media inter Media: Essays in Honor of Claus Clüver*. Amsterdam u. a. 2009.

(Andreas Böhn). Einer der letzten veröffentlichten Beiträge von Erika Greber (†) gilt der Metareflexion im russischen Futurismus. – Eine relativ geringe Rolle spielt diesmal die Literatur, die in Reinform nur vertreten ist durch Daniella Jancsó's Beitrag über William Carlos Williams' Gedichte. Genaugenommen ist hier der Fall erfüllt, dass die intrapoetische Reflexion über eigene Schreibverfahren, also Texte, die zugleich Gedichte und Autorenpoetik sind, als prinzipiell bei fast allen Autoren der Moderne identifizierbarer Modus der Selbstbezüglichkeit beleuchtet wird. Schon Hans Ulrich Seebers Auseinandersetzung mit H.G. Wells und Beryl Bainbridge gilt weniger der Erzählliteratur als deren Thematisierung »neuer« Medien, wobei dies im Grunde nicht mehr in das Gebiet der Metareferenz fällt. – Dass die Filmkomödie »Stranger than fiction« zum Gegenstand eines Aufsatzes wird (Barbara Pfeifer), liegt auf der Hand, insofern hier die Rebellion der fiktionalen Kreatur metaleptisch ausgespielt wird.<sup>4</sup> Jean-Marc Limoges versucht eine wirkungsästhetische Analyse, um das Verhältnis von Selbstreferenz und Illusion im Kino zu reflektieren. Von besonderer Relevanz, weil in der bisherigen Debatte deutlich unterrepräsentiert, ist die Analyse von Jean Nouvel's Meta-Architektur durch Henry Keazor. Die typische *mise-en-abyme*-Struktur der Selbstreferenz zeigen Katharina Bantleon und Jasmin Haselsteiner-Scharner an Fotoprojekten von Thomas Struth, in denen das Museum zugleich Ort und Objekt der Abbildung ist. – Ein Schwerpunkt des vorliegenden Bandes ist, man möchte hinzufügen, bemerkenswerterweise, die Musik, wobei zunächst Popmusik der Gegenwart (Martin Butler) eine Rolle spielt. Dass der Schwerpunkt metareferentieller Musik traditionell im textbasierten Musiktheater zu finden ist, wird von den meisten Einzelstudien gemeinhin bestätigt; hier vertritt diese Richtung David Francis Urrows, der sich den pastichierten Opern in Lloyd Webbers »Phantom der Oper« widmet. Genauso typisch ist inzwischen die Analyse von »intertextueller« Metaisierung in zitathaftem Instrumentalmusik, hier vertreten durch Tobias Janz' Aufsatz über Beethovens Prometheus-Variationen. Wesentlich schwieriger gestaltet sich die Diskussion von Metareferenz dort, wo Text nicht und fremde Musik nicht nachweislich involviert ist. Genau diesem Problem gilt der Beitrag von Jörg-Peter Mittmann, der versucht, prinzipielle Überlegungen an Luciano Berios »Sinfonia« anzuschließen. Ein anderer Fall ist die nicht-vokale Musik Robert Schumanns (René Michaelson). Einen weiteren, möglicherweise auch für die Literaturwissenschaft fruchtbaren Ansatz bietet Hermann Danuser, der den metareferentiellen Wert von Werktiteln in der Musik zeigt, etwa an Florian Leopold Gassmanns »L'opera seria«, einer *Trouvaille* aus dem 18. Jahrhundert, Maurice Ravel's »La valse« oder Berios Werken »Opera« und eben »Sinfonia«. Schließlich wird der Band von vier gewichtigen Studien ins Thema geleitet, die zwar mit Einzelbeispielen arbeiten, aber mehr als die übrigen einen theoretischen Schwerpunkt setzen. Es handelt sich um eine Definition der Metareferenz aus Sicht des Semiotikers (Winfried Nöth), um die Analyse der Deixis, die gewissermaßen eine der metareferentiellen Gesten in nuce darstellt (Andreas Mahler), um die Selbstbezüglichkeit des Erzählens als transgenerisches und transmediales Phänomen (Irina O. Rajewsky) und die genreübergreifenden funktionalen Aspekte der Metalepse (Sonja Klimek). Die eigentliche Einleitung des Buchs könnte aber strenggenommen auch als selbstständige Publikation Aufmerksamkeit beanspruchen, denn Werner Wolfs Überblick über Formen und Funktionen

4 Vgl. Achim Hölter: Das Eigenleben der Figuren. Eine radikale Konsequenz der neueren Metafiktion. In: *Komparatistik* 2007, 29–53.

der Metareferenz kann zwar einerseits nicht vermeiden, bereits anderswo Gesagtes zu wiederholen, liefert aber ohne Frage eine schwer zu überbietende Synthese inklusive der notwendigen Bibliographie. Von besonderem Wert ist auch wieder der klare analytische Ansatz, der sich auf Terminologie und Taxonomie ebenso erstreckt wie auf die Prüfung von Erklärungsversuchen.

Der jüngst erschienene, nicht weniger voluminöse Band gliedert sich in fünf Hauptteile, die den visuellen Künsten (Teil 2), Film und Fernsehen (Teil 3) und der Musik (Teil 4) gewidmet sind, vor allem aber der Interdependenz von Literatur und anderen Medien (Teil 1); den Abschluss machen zwei sozusagen exzentrische Beiträge zu Webcomics (Jeff Thoss) bzw. zur Verbraucherkultur, also Werbung (Roy Sommer). Den ersten, umfangreichsten Sektor leitet ein ingenieüser Aufsatz von Andreas Mahler ein, der sich einem altbekannten Phänomen widmet, dem Ausweichen auf eine Metaebene als Ersatz für eigentliches Schreiben, was sich thematisch als Schreiben über Schreibblockaden umsetzt. Sonja Klimek handelt über die Potenzierung/Logarithmierung von Fantasy-Literatur, drei weitere Aufsätze widmen sich jeweils einem einzelnen Werk der literarischen Metareferenz, wobei der Fokus auf dem Verhältnis zur ikonischen Kunst, namentlich der Fotografie, liegt (John Pier über William Gass: »Willy Masters' Lonesome Wife«; Wolfgang Funk über Dave Eggers: »A Heartbreaking Work of Staggering Genius«; Christine Schwanecke über Marianne Wiggins: »The Shadow Catcher«). Vom Simulieren oder Kotextualisieren des Fotografischen zur Betonung des Printmediums im Printmedium ist es nur ein Schritt. Konsequenterweise referiert Grzegorz Maziarczyk über »Typographic Experimentation in Contemporary Fiction«, ein substantielles Feld gerade, insofern die vielfältigen Forschungen zur visuellen Poesie auch stets aufmerksam waren für davon abgeleitete, natürlich seit Rabelais und Sterne als selbstverweisend bekannte Verfahren, innerhalb von Erzählkontinua Spiele mit dem Druckbild zu integrieren. Hierher gehört auch Doris Maders Analyse von Peter Nichols' »A Piece of my Mind«. Eine besonders naheliegende und wichtige Variante der Neben- und Mitexistenz von Buch und Fernsehen (bzw. Video) ist bekanntlich Mark Danielewskis Roman »House of Leaves«, über das Alexander Starre gemeinsam mit der Fernsehserie »The Sopranos« handelt. Naturgemäß ist es in einem solchen Band schwierig, die Beiträge letztgültig nach Künsten zu klassifizieren; daher darf man davon ausgehen, dass die einzelnen Gruppen jeweils das Leitmedium in den Mittelpunkt stellen. Im zweiten Teil findet man demgemäß einen Beitrag von Claus Clüver über die metareferentiellen Qualitäten von Wandmalereien und Graffiti. Katharina Bantleon widmet sich dem Phänomen der Metaisierung innerhalb moderner Kunstströmungen, insbesondere der Rahmung gegebener Objekte durch die Appropriation Art. Würde eine eigene Sektion zur dramatischen Literatur ausgefüllt, so hätte Pamela C. Scorzins Beitrag über »Metascenography« sicherlich eher dorthin gepasst; klar ist, dass sich die Inklusion autoreferentieller Indizes in der Inszenierungskunst bzw. in Regiekonzepten oder Bühnenbildern nicht vollständig von Strukturen des Metatheaters trennen lässt, die den Bühnentexten eingeschrieben sind. – Auch die reich ausgestattete Sektion zu Film und Fernsehen verrät eine natürliche Verwandtschaft zu den übrigen Abschnitten. Es fällt aber auf, dass mit Ausnahme von Henry Keazors wohlbegründetem und gleichsam überfälligem Aufsatz über Metareferenz in »The Simpsons« alle anderen Beispiele gattungsdeskriptiven Charakter haben, also an die Stelle von Fallstudien Thesenbildungen zu formalen Gruppen und Genres favorisieren. Man wird dies als Zeichen dafür werten dürfen, dass inzwischen – nicht

zuletzt eben dank der »Studies in Intermediality« – das Bewusstsein für die übergreifenden Gesetzmäßigkeiten gewachsen ist oder auch das Zutrauen, über allgemeinere Beobachtungen zu tauglichen Aussagen zu gelangen. So kommt es, dass einerseits Dagmar Brunow über metareferentielle Verfahren im schwarzen britischen Kino informiert (was immer noch ein wenig Fallstudiencharakter hat), andererseits aber resümierend und pointierend, überdies mit gewisser Ausführlichkeit gehandelt wird über Meta-Fernsehen (Irina O. Rajewsky am Beispiel des italienischen TV), Meta-Trickfilme (Erwin Feyersinger), Meta-Horror (Nicholas de Villiers) und Meta-Pornographie (Michael Fuchs). Wiederum an das Theater gebunden ist Walter Bernharts Analyse einer speziellen selbstbezüglichen Operninszenierung, nämlich Katharina Wagners »Meistersingern«. Im weitesten Sinne in diese Verwandtschaft gehören die Essays zum schwierigen Abschied von der musikalischen Avantgarde des 20. Jahrhunderts (Tobias Janz) und noch einmal eine Auswertung metareferentieller Impulse in der gegenwärtigen Popmusik durch Martin Butler. Den Schwerpunkt des Bandes liefert aber ohne Frage ein Grundsatztext, nämlich Werner Wolfs 50-seitige Einleitung »Is There a Metareferential Turn, and If So, How Can It Be Explained?« Dort belegt er zunächst das Vorhandensein einer Welle der Selbstzüglichkeit in den Künsten selbst, aber eben auch im Sprechen über sie induktiv-quantitativ (natürlich breitet Wolf das Material selbst an dieser Stelle nicht noch einmal aus, sondern reflektiert über die Triftigkeit quantitativ-proportionaler Argumente, aber gerade die Möglichkeit zur Abbreviation in der Künste-Debatte, in der es mittlerweile genügt, an allgemein bekannte metareferentielle Bilder, Filme, Texte, Musikstücke usw. zu erinnern, ist das beste Argument). Schließlich resümiert Wolf in der bewährten epistemologischen Geste seiner Arbeiten und auch dieser Einleitung die Typen von Erklärungen für das Zustandekommen des »metareferential turn«, nämlich diverse Modelle zur (besonders langfristigen) Evolution der Künste sowie akzidentelle bzw. substantielle Funktionen, mit der Metareferenz in den kulturellen und medialen Prozessen entweder als Nebenprodukt auftritt oder einen wesentlich innovativen, unverzichtbaren Beitrag zum ästhetischen Diskurs leistet.

*Achim Hölter*

Peter V. Zima: *Komparatistik. Einführung in die Vergleichende Literaturwissenschaft*. 2. Auflage. Tübingen (Narr Francke Attempto Verlag) 2011 (= UTB 1705). 425 S.

Ders.: *Komparatistische Perspektiven. Zur Theorie der Vergleichenden Literaturwissenschaft*. Tübingen (Narr Francke Attempto Verlag) 2011. 169 S.

Peter V. Zimas Einführung in die Vergleichende Literaturwissenschaft hat wohl viele Studierende der Komparatistik durch ihr Studium begleitet. Nun ist das Werk in der zweiten Auflage erschienen, überarbeitet und durch Kapitel zur Vergleichenden Gattungsgeschichte (behandelt am Beispiel des Romans) sowie der Thematologie und Mythenforschung ergänzt. Gleichzeitig erscheint ein weiterer Band des Klagenfurter Professors für Vergleichende Literaturwissenschaft, in dem er Arbeiten zur Theorie des Fachs vorlegt: *Komparatistische Perspektiven*. Auch er soll im Rahmen dieser Rezension kurz besprochen werden.